mission interkulturell

Beilage zu den Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern **Ausgabe 2/2020**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

deutsche Verstrickungen in koloniale Verhältnisse sind überlagert von anderen Geschichten des 20. Jahrhunderts, auch von zwei verlorenen Weltkriegen. Die Vernichtungskriege in den Kolonien, und dann die Vernichtungskriege mitten in Europa. Daher nun Spurensuche, Wanderungen um die Welt, eine Verbindung zwischen Erster, Zweiter und Dritter Welt, zwischen Globalem Norden, Süden, Osten und Westen.

Dr. Emmanuel Kileo hat einige Jahre in Bayern gelebt, bekannt ist sein Buch „Grüß Gott aus Afrika!“. Er ist Pfarrer in Tansania, und es geht ihm um Begegnungen, um Klischees, und wie wir miteinander umgehen. Das Christentum ist eine Weltreligion, und alle Menschen sind miteinander weltweit verbunden. Viele Grenzen wurden durch koloniale Mächte eingesetzt. Migration ist aber ein menschlicher und biblischer Grundzug des Lebens. Migrantinnen und Migranten sind die Akteure der Bibel. Bewegung ist etwas Natürliches in Gottes Schöpfung. Es ist normal, unterwegs zu sein.

Dabei kann Migration auch schmerzhaft sein. Die Journalistin Merle Hilbk hat auf einer inneren und äußeren Reise nicht nur Franken und die Missionsgeschichte durchstreift, sondern auch Papua-Neuguinea und Paraguay, vom Ruhrgebiet aus an die Wolga, Europas längsten Fluss. Deutsche Familiengeschichten sind erstaunlich oft Migrationsgeschichten, oft voller Verdrängungen.

Erzählen und Zuhören, Erinnern und Gedenken können helfen, über Grenzen hinweg. Am Kilimandscharo gab es wolgadeutsche Dörfer, und nicht wenige der lutherischen Missionare waren dort aus dem Baltikum des Russischen Reiches gekommen. Menschen, die als Pioniere Grenzen überwunden haben, überterritorial.

Wir sind alle unterwegs – wir kommen und wir gehen. Eine weltweite Gemeinschaft, mit Geschwisterlichkeit und sozialer Freundschaft.

Gottfried Rösch
Leiter des Referats Mission Interkulturell

Mit Gott unterwegs sein

Dr. Emmanuel Kileo, Pfarrer in Tansania, hat diese Predigt zum Fest der weltweiten Kirche im Juli 2020 gehalten.

„Alle Völker, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren.“ Psalm 86,9

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus, Amen!

Liebe Gemeinde und alle Missionsinteressierte,
wie eigentlich jedes Jahr wären wir heute alle beim Fest der weltweiten Kirche in Neuendettelsau, um das Fest gemeinsam zu feiern. In Zeiten von Corona muss man jedoch innovativer sein, und umso besser, denn so können alle in der Welt wirklich mitfeiern.
Also werden wir heute zum ersten Mal das Fest der weltweiten Kirchen digital feiern. Die Pandemie hat nicht das letzte Wort beim Feiern, nein, wir setzen uns digital in Bewegung, um anders unterwegs zu sein! Wir wissen: Alle Erdbewohner waren/sind bis heute ständig unterwegs. Das Thema „Unterwegs sein“ mit all seinen Dimensionen beschäftigt die Menschen seit Jahren.

Die Bibel spricht viel vom unterwegs sein, vom Wandern. Die ersten Menschen, Adam und Eva, wurden aus dem Garten Eden vertrieben, sie wanderten aus. Kain wurde nach dem Tod seines Bruders ebenfalls vertrieben, Abraham war unterwegs, er musste Haran verlassen. Joseph kam als Flüchtling nach Ägypten, Mose war unterwegs nach Kanaan, Petrus kam bis nach Rom, genau wie der Apostel Paulus. Wir wissen auch, das Volk Gottes war später bis nach Europa ausgewandert. Vor der Wanderungsgeschichte des Volks Gottes konnten die Israeliten die Situation der Fremden lernen, schätzen und schützen. Im Alten Testament lesen wir ganz genau über die Fremden: „Der Fremdling soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer.“ Bewegung ist doch etwas Natürliches in Gottes Schöpfung. Und wenn die Menschen nicht wandern können, aus welchem Grund auch immer, sei es der „Lockdown“ wegen Corona oder die Grenzsperrung aufgrund von Krieg, oder im Allgäu, als die bekannten Wanderwege gesperrt wurden, dann sind viele verzweifelt und verstört.

Foto: MEW

In Afrika sind Menschen ja ständig unterwegs, sogar manchmal nach Europa. Manche verstehen die politischen Grenzen nicht, oder achten nicht darauf. Denn diese Grenzen gab es ja nicht. Sie sind von den kolonialen Mächten eingesetzt. Tansania hat Flüchtlinge aus Kongo, Rwanda und Burundi, die bei uns unterwegs sind. Viele sind inzwischen eingebürgert. Die heißen „Watanzania“ auf Deutsch „Tansanianer*innen“.

Wanderungsbewegungen sind auch hier in Deutschland nicht neu. Der Erste und der Zweite Weltkrieg haben große Fluchtbewegungen und Umsiedelungen verursacht. Später gab es die Massenflucht aus der DDR, die die Wiedervereinigung Deutschlands vorantrieb.
Oder ein anderes Beispiel: Als Deutschland einmal Arbeitskräfte aus anderen Ländern suchte, da kamen Menschen anstelle von „reinen Arbeitskräften“, wie es der Schweizer Schriftsteller Max Frisch auf den Punkt mal brachte: „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“.

Wie viele westliche Länder, so befindet sich jetzt dieses Land, Deutschland, auch in der Diskussion, wie alle Menschen mit unterschiedlicher Herkunft das Leben hier gestalten können – vielleicht nicht genauso wie in den USA. Denn dort setzen sich die Nachkommen ehemaliger Sklaven, Zuwanderer und der Einheimischen massiv damit auseinander, wie das Zusammenleben stattfinden kann. Leider eskaliert gerade diese Art von Auseinandersetzung, weil die gesellschaftlichen Strukturen noch nicht erlauben, dass nachhaltige Integration für alle Völker geschieht. Integration ist in ihrer wichtigsten Form nicht garantiert, oder wird nicht in die Tat umgesetzt.

Alle in der Gesellschaft haben ja das Recht, nicht nur teilnehmen zu können, sondern auch teilhaben zu können. Das ist die Kunst dabei. Die Bewegung „Black Live Matters“ ist ein lebendiges Beispiel dafür, dass es um Teilhabe für alle gehen muss. So eine Situation zwingt uns zu erkennen, dass wir nur eine Wahl haben: Wege zu suchen, wie wir das Leben mit anderen Menschen teilen können, um das Leben gemeinsam nachhaltig zu gestalten. Der beste Weg, den wir bis jetzt dafür kennen, besteht darin, die Teilhabe aller zu sichern.
Erfahrungsmäßig kann man Ausländer in Deutschland schon tolerieren, aber wenn es zu viele sind, dann ist die Grenze angeblich wieder überschritten. Man vergisst: Wir sind sowieso alle unterwegs - wir kommen und gehen. In der indischen Tradition heißt es noch einfacher: „We are all tourists and God is our travel agent who already fixed all our routes, reservations and destinations.” Wandern ist doch der Normalfall. Viele Menschen sind immer noch erschüttert, wenn sie jetzt hören: „Migration ist normal, Sesshaftigkeit ist Luxus.“ Ja, Sesshaftigkeit ist Luxus, diesen Luxus hat selbst unser Herr Jesus Christus nicht erfahren dürfen. Er selbst war ein Flüchtling, mit seinen Eltern in Ägypten. Man mag doch dann fragen: Kann Unterwegs sein dann überhaupt positiv sein?
Doch, Unterwegs sein kann auch aus Freude heraus geschehen. Das glaubt man zunächst vielleicht nicht, aber dann doch, wenn man die Richtung wechselt, und statt „Süd-Nord“ sich „Nord-Süd“ bewegt. Migranten, die sich vom globalen Norden in den globalen Süden bewegen, werden ja oft nicht als Migranten wahrgenommen. Nein! Sie werden mit Tourismus oder Technologietransfer (Senior Experten nennt man das heutzutage) oder mit Urlaub in Verbindung gebracht.
Gott sein Dank sind die Partnerschaftsreisen aus allen Richtungen auch in dieser Kategorie zu finden. Egal in welche Richtung, unser Partner aus dem globalen Süden werden nicht als Migranten wahrgenommen. Sie sind ja Gäste, sie haben noch nicht den Status des Fremden erlangt. Den erlangt man dann, wenn man länger bleibt. Also, Nord-Süd Bewegung hieß bis kurz vor dem Ausbruch des Corona-Virus „unterwegs sein mit Freude“. Zusammengefasst: Bei der Nord-Süd Bewegung weiß man am meisten „woher und wohin.“ Bei der Süd-Nord eher nur „woher“.

Liebe Gemeinde, liebe Missionsinteressierte, es gibt noch eine andere Richtung in unserem Unterwegs sein, eine andere Richtung unserer Bewegung. König David betet im Psalm 86: „Alle Völker, die du – Gott – gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren.“

Dies ist eine andere Art von Bewegung. Alle Menschen werden sich auf den Weg zu Gott machen, so David. Es ist keine Süd-Nord- oder Nord-Süd-Bewegung, nein, es ist eine vertikale Bewegung. Es ist eine Bewegung aller Völker, um Gott zu sehen, anzuerkennen und anzubeten. Es ist eine Bewegung auch für die, die nicht mal an Gott glaubten. Darüber schrieb ein Pfarrer deutlich: „Auch die Menschen, die sich einen anderen Gott ausgedacht haben, oder die gedacht haben: es gibt gar keinen Gott; - auch die werden einmal vor Gott stehen und anerkennen: Ja, du bist wirklich Gott.“ Eine Bewegung zu Gott!

Die Anerkennung, dass Gott wirklich Gott ist, diese vertikale Bewegung, ist das nicht das Hauptziel unserer Arbeit als Missionsinteressierte? In der Missionstätigkeit oder besser gesagt, in der Partnerschaftsarbeit, wissen wir, dass das, „was wir tun und sagen, uns in die Tiefe führen muss: in die Tiefe der Botschaft Jesu, in die Tiefe der Wahrheit unseres Glaubens und Hoffens und in die Tiefe unserer Existenz.“ Daraus kommt die Verpflichtung, dass wir allen Menschen in allen globalen Richtungen ermöglichen, dass sie ihre Blickrichtungen wechseln können: nicht nur horizontal zu blicken, indem sie in irdischen Sachen verhaftet bleiben, sondern in die Tiefe unseres Glaubens zu blicken und Hoffnung zu erwecken. Nur so können wir Friedens- und Hoffnungsstifter in der Welt sein.
Unsere Tätigkeiten sollen grundsächlich dazu dienen, anderen Menschen neue Perspektiven zu schaffen, egal ob sie (horizontal oder vertikal) unterwegs sind oder sogar sesshaft sind. Manchmal stiften wir Obdach für die Obdachlosen, Kleider für die Nackten, sind Familie für die, die keine Familie haben oder das Gefühl von Zugehörigkeit verloren haben usw.. Das ist nicht ohne. Ich vergesse deshalb nie die Aussage eines Flüchtlings aus Somalia in Hamburg, er hat dort eine neue Familie gefunden - er sagt:
„Familie ist mehr als eine Blutverbindung. Familie, das sind die Menschen in deinem Leben, die dich in ihr Leben lassen. ... Es sind diejenigen, die alles dafür tun, um dich lächeln zu sehen“.

Aus missionarischer Sicht, oder noch genauer gesagt, aus christlicher Sicht soll das heißen: Wenn wir als Christen mit anderen Mitchristen oder Weltbürgern „side-by-side“ in der Welt unterwegs sind, sind wir verpflichtet zu teilen, nicht nur, was wir haben, sondern auch wer wir sind. Das schaffen viele leider nicht, wir üben aber! Auch den Auftrag, Frieden überall in der Welt zu stiften und Liebe zu üben, verletztes Leben zu pflegen und zu fördern, bleibt der Hauptauftrag jener Kirche, die von sich behauptet, dass sie die Mission Gottes betreibt.
Oder hat König David doch eine Vision von einer Weltkirche, von einer, die keine Grenzen kennt, die unsere territorialen Strukturen nicht kennt oder sogar bedient? Der König redet von „allen Völkern in Bewegung zu Ehren Gottes“. Es ist eine Bewegung, in der Gott zentral ist und nicht der Mensch, eine Bewegung, in der Gott über Grenzen hinaus wirkt. Die Zeit wird kommen, so prophezeit der Psalmist, wenn es viele von uns wagen können, überterritorial zu denken und zu handeln. Die ökumenischen oder überterritorialen Tätigkeiten der Partnerschaftskreise sind ein Zeichen von so einem Verständnis, dass die Gemeindearbeit über die Grenzen hinausgeht. Während die einen in der lokalen Gemeinde mitwirken, gibt es andere, die an die globale Kirche denken und dabei mitwirken, und genau das machen viele Partnerschaftskreise.

Liebe Gemeinde und alle Missionsinteressierte, an so einem Fest wie heute, wird an uns weiter appelliert, auch aktiv mit Gott unterwegs zu sein, damit wir alle physischen und geistigen Mauern in unserer Welt abbauen können, damit wir uns Nord-Süd, oder Süd-Nord friedlich bewegen können. Aktiv unterwegs mit Gott sein, damit wir den Auftrag nachhaltig erfüllen können.

Wenn wir das tun, dann werden wir einmal friedlich mit König David feiern und einstimmen: Alle Völker, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren.
Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen!

Impulse aus den Partnerkirchen

Außenbeziehungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

In dieser Broschüre werden Impulse aus unseren Partnerkirchen vorgestellt und dem von der Landessynode in Lindau beschlossenen Hauptleitsatz mit den fünf dazugehörigen Grundaufgaben zugeordnet.

Lassen Sie sich als Partnerschaftsausschuss, als Kirchenvorstand, als Dekanatssynode, als Einrichtung unserer Landeskirche von diesen Impulsen inspirieren. Alle diese Impulse haben ihre Lebenstauglichkeit bewiesen, sind also nicht theoretischer Natur, sondern kommen aus der gelebten Praxis unserer Partnerkirchen.

Wir in unserer Kirche können von unseren Partnern lernen und uns von ihnen inspirieren lassen. Wir haben Partner an unserer Seite und als Kirchen sind wir eine weltweite Communio, eine weltweite Gemeinschaft.

Broschüre zu bestellen im Online-Shop von Mission EineWelt

https://shop.mission-einewelt.de/produkt/impulse-aus-den-partnerkirchen/

Sie finden die **Broschüre als PDF** unter: https://mission-einewelt.de/service-und-angebot/arbeitsmaterialien/grundsatzschriften/

Meines Vaters Land

Spurensuche an der Wolga – ein Essay von Merle Hilbk

Viele Jahre lang habe ich mich gefragt, woher diese Sehnsucht kam. Ich konnte nicht einmal genau sagen, wonach. Wenn ich das Wort „Wolga“ hörte, kamen mir die Tränen. Dabei war ich doch im tiefen Westen der Bundesrepublik aufgewachsen. Russland, besser gesagt: Die Sowjetunion, war eine Terra incognita, über die in den Nachrichten hauptsächlich angsteinflößendes zu hören war. Und nah am Wasser war ich auch nicht gebaut.

Foto: Hilbk

Und dann fand ich eines Tages einen Koffer auf dem Dachboden meiner Eltern. Eine Szene wie aus einem simpel gestrickten Roman: Ich suche alte Feldpost-Briefe von meinem Großvater und stoße in einem durch ein Schloss gesicherten Koffer aus gegerbtem Leder in einer ebenso ledernen Dokumentenmappe auf ein Dokument, das er aus diesem Land angefordert hatte, kurz vor dem Krieg. Eine Taufbescheinigung der Evangelischen Kirche Uljanowsk.

Diese Bescheinigung wiederum lag in einem Papier, das die meisten Deutschen nach dem Krieg wohl zerrissen, verbrannt, auf jeden Fall aus ihrem Haushalt entfernt haben: einem Ahnen-Pass. Ein mehrfach aufklappbarer Faltbogen, der die arische Abstammung seines Besitzers belegen soll, eine Erfindung der NSDAP, in dem man seine Vorfahren einzutragen hatte – mit Geburtsnamen, Geburtsort, Beruf und religiösem Bekenntnis. Mein Großvater hatte einen Nachnamen, von dem Kollegen sagten, dass er „irgendwie jüdisch“ klinge. Ich vermutete, dass er seine Religion wohl deshalb mit diesem amtlich beglaubigten Zusatzdokument belegen sollte, das in dem Klapp-Bogen lag. Belegen musste, weil er heiraten wollte, und heiraten, das wusste ich, wollte er schnell, weil er zur Wehrmacht eingezogen werden sollte.

Aber nein, so war es nicht, es ging nicht um Religion. Es ging um Rasse. Mein Großvater sollte den Nachweis führen, dass er kein Slawe war. Denn in der Spalte „Geburtsort“ seines Vaters stand ein krakeliger Ortsname in Sütterlin – die Papiere wurden damals handschriftlich ausgefüllt – und dahinter, deutlich lesbar: Gebiet Samara. Das lag in der Sowjetunion und verwies auf den Landstrich an der Wolga, in dem offensichtlich sein Vater geboren wurde. Mein Urgroßvater Alexander, der jedes Jahr an Silvester Lieder in dieser märchenhaften Sprache gesungen hatte, die, wie mir erst später bewusst wurde, Russisch war. Lieder über einen Fluss, aus denen mich eine Melancholie anwehte, die sich schwer und kratzig wie eine Wolldecke auf meine Seele legte. Als ich alt genug war, um zu fragen, starb er.

Ich drehte das Dokument um, sah eine beglaubigte deutsche Übersetzung: Hiermit wird bestätigt, dass der Bürger Alexander H., getauft in Simbirsk, evangelischen Bekenntnisses ist.

Simbirsk , das 1924 in Uljanowsk umbenannt wurde, zu Ehren des Revolutionsführers, dessen Geburtshaus auf einem Hügel über der Wolga stand. Ein Dokument, das nun seinen Sohn, meinen Großvater, vor der Verhaftung bewahrte. Denn die Gemeinde in Simbirsk war eine Gemeinde von deutschen Einwanderern, die später zu „Russlanddeutschen“ erklärt werden sollten – in den beiden großen Kriegen. Ein Dokument also, das ihn vor Verhaftung bewahrte, ihn aber als Nicht-Slawe geeignet für den Einsatz in der Wehrmacht erscheinen ließ, die in Russland einmarschierte. Er war noch keine 20, als er an seine frisch angetraute Ehefrau schrieb: Gebe Gott, dass unser schönes Vaterland nicht untergeht!

Aber war das Land seines Vaters nicht Russland?

Meines Urgroßvaters Alexander, der mir diese rätselhafte Sehnsucht eingepflanzt hatte. Warum mir? Weil ich gern gesungen habe? Weil ich nach dem Krieg geboren war?

Meine Mutter, der meine Sehnsucht fremd war, schimpfte, wie ich, die ich das Schloss aufgebrochen hatte, „so despektierlich mit der Geschichte umgehen“ könne. Aber dann erzählte sie von Alexander, der, als sie ein kleines Mädchen war, auf sie aufpassen sollte. Mit Riesenschritten sei er davongeeilt, „das Land ist groß,“ habe er gesagt, am Ufer der Ruhr, und das kleine Mädchen vergessen. „Der war im Kopf immer an der Wolga,“ sagte sie. Damit war das Thema „Russland“ wieder beendet.

Aus dem Ahnenpass ließ sich herauslesen, dass die Familie spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Russland ausgewandert sein musste. In einem Stadtarchiv fand ich einiges über ihren deutschen Auswanderungsort, in dem viele zum Protestantismus konvertiert seien. Ich las von Jahren, in denen die Ernte ausfiel, von wachsenden Abgaben an die Fürsten, Kindersterblichkeit, Seuchen.

Meine Vorfahren also, die den Anwerbern aus Russland und ihren Verheißungen eines besseren, freieren Lebens gefolgt waren … ausgerechnet nach Russland, hätte ich früher wohl gedacht. Was hatten die für Illusionen! Russland: Das war für uns Kinder des Kalten Krieges ein Synonym für Kälte und Grausamkeit.

Jetzt erinnerte ich mich an meinen Urgroßvater, der, als er von den anderen Verwandten beim Wolgalieder-Singen unterbrochen wurde, anfing zu weinen wie ein Kind. Und wie er von meiner Urgroßmutter ins Schlafzimmer geschickt wurde, bis sich „seine Verrücktheit“ gelegt habe. Er muss krank vor Sehnsucht gewesen sein, die er mit niemandem teilen konnte, und die ich, ein Mädchen, das sich nach Nähe sehnte, aufsog, um ihm nah zu sein.

Einmal habe ich später auf einem Familientreffen nach Russland gefragt. „Schau dir die ganze Welt an, Mädchen,“ sagte der Bruder meines Großvaters, der mit einer der letzten Gruppen deutscher Kriegsgefangener aus Russland nach Deutschland zurückgekehrt war. „Nur von Russland, da halt dich fern!“ Im Auffanglager Friedland hat ihn die Familie mit einer Buttercremetorte empfangen, die er allein verschlang, bis er sich übergab.

Dass die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion überfallen hatte, lernten wir zwar in der Schule. Ich kannte die Eckdaten, aber emotional begriffen habe ich das damals wohl nicht. Meine Bilder vom Krieg – das waren Bilder vom Holocaust. Die Gaskammern, die Leichenberge, die bei mir ein Entsetzen hervorriefen. Ich wollte nicht länger deutsch sein, kein Teil dieses Landes, auf dem die Vergangenheit wie Mehltau lag. Der Krieg in der Sowjetunion weckte nicht die gleichen Gefühle. Denn die lag ja in der anderen Hälfte der Welt, der unerreich- und unvorstellbaren. Mit der Zweiteilung der Welt war auch die Erinnerung in zwei Teile zerfallen. Und mit der Erinnerung die Vorstellung, wie es sich anfühlt, Wurzeln zu haben.

> … ALS ICH DIE SUCHE NACH DEN VERSCHWUNDENEN SELBST FORTSETZE, VERSCHWAND ICH SELBST.
>
> Merle Hilbk

Kann man etwas Heimat nennen, das von Propaganda vereinnahmt wurde? Auf beiden Seiten? „Was ist der Deutschen Vaterland“, heißt ein in Deutschland oft zitiertes Lied, das der Dichter Ernst Moritz Arndt 1815 vor der Völkerschlacht in Leipzig schrieb, der das Heil in einem Ende der deutschen Kleinstaaterei sah. 200 Jahre später sagt diesen Satz ein Mann, der wohl mein Großcousin ist. Eine Frage, die im heutigen Deutschland reflexartig auf Abwehr stößt, denn die Wortwahl erinnert an die NS-Sprache. Auch das ein Verbrechen der Nazis: die ideologische Aneignung der Sprache.

Heute glaube ich nicht mehr, dass es die russischen Heimatlieder meines Urgroßvaters waren, die auf die familiäre Abwehr stießen. Es war das Wort „Heimat“ selbst, seine emotionale Aufladung. Dieses Wort wurde bei uns nicht in den Mund genommen. In einer linksliberalen Akademikerfamilie ein, wie es neudeutsch heißt, no-go. Von Heimat redeten nur die Franz-Josef-Strauß-Anhänger in Bayern.

Es ist kompliziert, meinem Großcousin zu erklären, woher diese sprachlichen Tabus kommen. Diese Wörter, die ihn gleich von der Mehrheitsgesellschaft trennen, den, wie es ebenfalls neudeutsch heißt: Bio-Deutschen.

Mein Großcousin konnte kaum Deutsch, als er aus Sibirien nach Westfalen kam. So fing ich an, Russisch zu lernen. Ich wusste nicht, dass wir verwandt waren, aber er trug den Nachnamen meiner Muttersfamilie. Er brachte ein Familienbild mit, aufgenommen mit einer Plattenkamera in einem Studio in Moskau, darauf sein Urgroßvater, und der stand: neben meinem! Brüder seien sie gewesen, sagte er. Ein feierliches Bild von Männern mit Vollbärten und dreiteiligen Anzügen und von Frauen in langen Kleidern, Aufnahmedatum: 1913. Ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der Deutsche und Russen zu Feinden machte.

Mein Großcousin fragte, ob ich wüsste, wer die anderen Familienmitglieder auf dem Foto seien; wir fragten in der gesamten Verwandtschaft herum, niemand wusste eine Antwort. Er fragte weiter, er sei doch nach Deutschland übergesiedelt, um das herauszufinden. Um das Rätsel seiner Herkunft zu klären. Je weniger es sich über die Jahre klären ließ, desto mehr biss er sich daran fest.

Er durchsuchte russische Archive, fand einmal ein Foto von einem Verwandten in der Trudarmija, rief mich an, glaubte an den Durchbruch. Und er stieß in Trudarmija-Akten auf den Namen eines Dorfes, das der Ursprung der Geschichte sein könnte. Das Dorf im Oblast Samara, dessen Name dem schwer entzifferbaren Ortsnamen im Ahnen-Pass meines Großvaters glich. Seine eigene, wissenschaftliche Arbeit setzte er nicht mehr fort. Er hatte wenig Geld, und er betete oft. Die verschwundene Vergangenheit verschlang seine Zukunft.

Dann kamen weitere Verwandte, wahrscheinlich Nachfahren der Menschen auf dem Foto von 1913, die wir Russlanddeutsche nannten. Sie wussten nichts über die Familie. Sie waren wie Monaden, die auf unsere ebenso monadische biodeutsche Familie trafen. Die Neuen aus Russland sagten: Ich versteh nicht, warum ihr nicht ein bisschen stolz sein könnt auf dieses Land. Die Westfalen entgegneten: Den Stolz haben wir uns zum Glück abgewöhnt. Die Neuen schimpften: Ihr müsst aufhören, euch wegen des Krieges weiterhin so klein zu machen! Die Westfalen schimpften zurück: Ihr habt gut reden, ihr wart ja keine Deutschen. Keine Deutschen? empörten sich die Neuen. Warum sind wir denn dann verbannt worden?

Ein Krieg war ausgebrochen zwischen den zwei Familienteilen, ein Krieg darum, wer mehr wegen seines Deutschseins gelitten hatte. Und wie man mit diesem Leiden umzugehen hatte: Ob man es stolz wie eine Fackel vor sich hertragen sollte, oder ängstlich-vorsichtig erst nach dem dritten Glas Wein davon anfing. Die Neuen verstanden nicht, dass man hier damit nicht so hausieren konnte.

Das einzige, worüber sich die getrennte Familie niemals stritt, war der Protestantismus. Der war ein Identitätsanker geblieben, auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Einer, der von der politischen, der rassischen Einordnung unberührt blieb. Den Fremdzuschreibungen, den nach den offiziellen Geschichtsbüchern konstruierten Identitäten. Das, weswegen die Vorfahren ausgewandert waren. Die feste Burg. Mein Urgroßvater ging auch in Deutschland zur Kirche, mein Großvater machte nach dem Krieg, über den er nie ein Wort verlor, Karriere in der Kirchenverwaltung. Meine Mutter wurde Theologin. Als alle Freunde und Bekannten um mich herum aus der Kirche austraten, blieb ich – ohne wirklich gläubig zu sein.

Dennoch überraschte es mich, dass ich schließlich ausgerechnet in einem Kirchenarchiv auf die Spur der anderen Menschen auf dem Foto stieß. Ich suchte Dokumente zu einer journalistischen Geschichte, die nichts mit Russlanddeutschen zu tun hatte. Es ging um Papua-Neuguinea, dessen eine Hälfte, was kaum jemand in Deutschland weiß, einmal eine deutsche Kolonie war, in der es auch evangelische Missionsstationen gab.

Beim Durchblättern der „Lebenslaufbücher“ der Mission stieß ich auf zwei Bewerbungsschreiben mit ausführlichem Lebenslauf, unterzeichnet mit unserem Familiennamen. Nachdem ich die Handschriften in Sütterlin entziffert hatte, wurde mir bewusst, dass sie von Kindern des Urgroßvaters meines Großcousins stammen mussten – den Neffen und der Nichte meines eigenen Urgroßvaters Alexander, der nie über seine Familie gesprochen hatte. Niemand hatte von dieser Familie in Russland erzählt. Es schien, als hätte er überhaupt keine Familie gehabt, keine Geschichte. Genauso, wie es auch meinem Großcousin erschienen war.

Der Brief der Nichte war kein gewöhnliches Bewerbungsschreiben. Sie beschrieb, wie die ganze Familie aus dem Dorf in der heutigen Oblast Samara in die ganze Welt verstreut wurde, dessen Namen ich nun endlich deutlich vor mir hatte. Ein Datum stand da nicht. Aber es klang, als wäre es im Ersten Weltkrieg gewesen. Mit jeder weiteren Zeile in diesen Dokumenten zersplitterten vor meinen Augen die klaren Bilder meiner Welt, meiner Familie.

Mehrere Geschwister waren sie, die mit der Mutter aus dem Wolga- in ein Kosaken-Dorf im Ural verschleppt

Foto: Archiv Mission EineWelt

Die Nichte von Urgroßvater Alexander, geboren an der Wolga, heiratet einen deutschen Missionar in Papua-Neuguinea.

worden waren. Dort herrschte großer Hunger. Der Vater hatte, wie es klang, sich der Kollektivierung widersetzt und war verschwunden. Nach zwei Jahren wurde die Restfamilie von einer schwedischen Hilfsorganisation ins Deutsche Reich geschmuggelt. Im Ruhrgebiet, wo sie Arbeit im Bergbau fanden, war es die Weltwirtschaftskrise mit der Inflation, die ihre neue Existenzgrundlage vernichtete. Und so bewarben sich die beiden Geschwister für den Missionsdienst mitten im Pazifik. In Papua-Neuguinea wurden sie nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges von australischen Truppen gefangen genommen und in ein Internierungslager in Australien gesperrt. Die Schwester durfte nach Neuguinea zurückkehren, sie hatte einen Missionar geheiratet. Der Sohn ihres Bruders hat später am anderen Ende der Welt – in Paraguay – die Tochter von russlanddeutschen Mennoniten geheiratet, die aus einem Dorf am anderen Ufer der Wolga vertrieben worden und dem Ruf der Regierung Paraguays gefolgt waren – ähnlich wie einst ihre Vorfahren der russischen Zarin – Land im Gran Chaco, dem Hitzepol Südamerikas, urbar zu machen. Ich habe sie einmal getroffen. Danach dachte ich: Diese Russlanddeutschen sind doch echte Pioniere! Und wollte dazugehören.

Als ich meinem Großcousin vorschlug, in das Dorf unserer Vorfahren zu fahren, fand er Gründe, warum er nicht mitfahren konnte. Ich glaube, er hatte Angst. Ich wäre froh, wenn ich meine eigene Angst wahrgenommen hätte, denn als ich die Suche nach den Verschwundenen der Familie in Russland fortsetzte, verschwand ich selbst. Die Person, die ich gekannt hatte, die Westdeutsche mit der bürgerlich-wohlstandsgesegneten Vorstadtkindheit begann sich aufzulösen. Ich versank in eine tiefe Trauer, die mich an meinen Urgroßvater erinnerte. Dann in eine brennende Wut, die mich an seinen Sohn erinnerte. Du kannst doch unmöglich Gefühle im Körper haben, die nicht deine sind, dachte ich, zog um, fühlte mich nirgendwo zu Hause. Ein Psychologe erzählte mir von transgenerationalen Traumata. Ich las alles, was ich dazu in die Finger bekommen konnte, sogar Karl Marx, der im 18. Brumaire des Louis Bonaparte schrieb: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alb auf dem Gehirne der Lebenden.“ Genau so fühlte es sich an: Die Vergangenheit drückte auf mein Gehirn.

Und dann stand ich eines Tages in Russland, Oblast Samara, auf einem verschneiten Stück Steppe, das früher ein Friedhof war. Der Mann, der mich hergefahren hatte, nahm einen Spaten und schaufelte den Schnee rund um einen kahlen Baum beiseite. Und da lagen vier Grabsteine mit deutschen Inschriften. Der Mann war Russlanddeutscher, er war nach vielen Jahren der Verbannung und eines anderen Lebens in Sibirien zurückgekehrt in eine Kleinstadt in der Oblast Samara. Zur Begrüßung hatte er mir das Dokument gezeigt, in dem stand, dass seine Mutter und er были репрессированы, „repressiert“ waren.

Wahrscheinlich seien das Grabsteine aus dem Dorf, das ich suche, sagte er. Das habe sich etwa 12 Kilometer von hier befunden, an einem kleinen Fluss. Aber das stehe nicht mehr, und hinfahren könne man auch nicht, denn es gebe keine Straße, und der Schnee sei zu hoch, um weiter hinauszufahren in die Steppe.

Später zeigte er mir in seinem Haus ein Foto von diesem Dorf, in dem es eine Allee gegeben hatte, und

Häuser, die aussahen wie Bauernhöfe in Deutschland.

Noch auf dem Friedhof hatte ich ein Foto von meinem Urgroßvater genommen und es zusammen mit einem eingerollten Papierbündel auf einen der Grabsteine gelegt. Auf den Blättern standen die Geschichten der Verschwundenen, Losgewanderten, Vertriebenen, Verstreuten und Entwurzelten meiner Familie, die ich erfunden und aufgeschrieben hatte, weil es niemanden gegeben hatte, den ich fragen konnte. Erfunden hatte, weil sie doch eine Geschichte brauchten, an die ich anknüpfen konnte. Als wir wieder aufbrachen, war alles von Schnee bedeckt.

Eine Woche später stand ich genau in jener Kirche in Uljanowsk, von der die Bescheinigung im Ahnen-Pass meines Großvaters stammt, und zeigte dem Pfarrer eine Kopie. „So etwas wurde damals hier ausgestellt?“, fragte er auf Russisch.

Wir standen vor dem Altar, und da fiel mir dieses Gebet ein, ich musste es in meiner Kindheit gehört haben, ich wusste nicht, ob ich es richtig behalten hatte: „An einem stillen Fluss, in einem Birkenhain, da blühen die Blumen. Ich bekreuzige mich und blicke nach Osten. Ein weißer Vogel fliegt auf und bringt vom Himmel die Gnade Gottes.“

Ich schämte mich, weil so etwas in bundesrepublikanischen Ohren so pathetisch, ja, kitschig klang. Und schämte mich weiter, als ich daran dachte, wie ich auf meiner ersten Reise in Russland gehört hatte, dass der Boden, die Erde, heilig sei, und diese Heiligung mich sehr berührt hatte – und weil ich daran dachte, dass auch mein Urgroßvater so geredet hatte über diesen Boden; den Boden in dem Dorf, das er nicht freiwillig verlassen hatte, und das es nun nicht mehr gibt. Schämte mich, weil doch das Reden über den Boden, mit dem ein Mensch verwurzelt ist, sofort den Gedanken an „Blut und Boden“ weckte, dieses ideologische Schlagwort der Nazis. Dabei ging es ihm um eine Trauer, die ich heute in mir spüre, die Trauer über den Verlust von Verbundenheit – mit dem Boden, der Landschaft, Menschen, Musik, einer Sprache, einem kulturellen Raum: Aus Scham hatten wir ihn damit allein gelassen. Aber es ging doch nicht um das Besitzen, in der russischen Sprache ohnehin nicht, da sind die Dinge wortwörtlich nur „bei einem“.

Doch worum geht es? Um die verlorene Erinnerung, von der die Schriftstellerin Irina Liebmann, Tochter eines deutschen, nach Russland ausgewanderten Kommunisten und einer russischen Germanistin, im letzten Satz ihres letzten Buches schreibt: „Vergessen ist auch ein Verrat. Und Verrat, das ist einfach die Undankbarkeit. Die heiße Wurzel von allem, was schieflief.“

Weil es uns bewegt!

Mission EineWelt unterstützt weltweit zahlreiche Projekte.

Projekte, in denen wir mit den Menschen für die Menschen in unseren Partnerkirchen nachhaltige Möglichkeiten schaffen. Die Mittel fließen unter anderem in die Bereiche Bildung, Ernährung, Gemeindeaufbau, Gesundheit und humanitäre Hilfe, Mission und Evangelisation sowie die theologische Ausbildung. Dabei arbeiten wir Hand in Hand mit unseren Partnerkirchen und in den Projekten vor Ort.
Transparenz, Engagement, Nachhaltigkeit und Wirtschaftlichkeit sind wichtige Elemente in der Projektarbeit und Spendenwerbung. Mit unseren Aktionen, den Spendenaufrufen und Projektbeschreibungen geben wir einen Einblick in unsere Arbeit und in die Verwendung der uns zur Verfügung gestellten Mittel. Unsere Projekte entstehen aus den Lebenssituationen und Bedarfen der Menschen vor Ort. Ziel ist die Vermittlung von Wissen, Können und Orientierung. Alles im Kampf gegen Armut und Ungerechtigkeit sowie für die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben.

Bitte spenden Sie für die Arbeit von Mission EineWelt, damit wir weiterhin flexibel Soforthilfe leisten können und auch künftig Projekte unserer Partner*innen stärken können.
Ihre Spende zählt!

Mission EineWelt
Stichwort: Projektarbeit MEW
Evang. Bank eG
IBAN: DE12 5206 0410 0001 0111 11
BIC: GENODEF 1EK1

mission interkulturell wird im Auftrag des Evangelisch-Lutherischen Zentralverbandes für Äußere Mission vom Referat Mission Interkulturell von Mission EineWelt, Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau, herausgegeben.

Schriftleitung:
Gottfried Rösch